

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

Christine Eichel

Warum ich wieder bete

Das Ende des Zynismus

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier EOS für dieses Buch
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

Copyright © 2009 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheber-
rechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und
strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Umschlagmotiv: © GettyImages

Umschlaggestaltung: Utz Zimmermann

Druck und Einband: Friedrich Pustet KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-579-06491-8

www.gtvh.de

Inhalt

Vorwort 7

Das Projekt Aufklärung.

Wie ich trotzdem wieder beten lernte 13

Im Fegefeuer des Pluralismus 19

Das Kaninchen des Zauberkünstlers 29

Der schlimmste Moment des Atheisten 39

Ein italienischer Zufallschor 45

Wer's glaubt, wird selig.

Spielregeln unserer Diskurskultur 57

Im Jargon der Uneigentlichkeit 60

Die ökonomische Wunschmaschine 70

Hinrichtungen mit Unterhaltungswert 80

Der Zynismus frisst seine Kinder 85

An ihren Taten sollt ihr sie erkennen.

Wider die Klügelei 93

Von Bettlern und Betenden 96

Plädoyer für den kindlichen Glauben 107

Das Schlachtgetümmel der Bibel 115

Camouflage im Grabenkrieg 120

Noli me tangere.

Die Zumutungen der Nächstenliebe 125

Gott an der Käsetheke 127

Frontberichte vom Überlebenskampf 136

Der Club der frommen Snobs 144

Jeanne d'Arc im Westentaschenformat 154

Gute Gründe.

Warum ich wieder bete 169

Argumente aus der rhetorischen Trickkiste 171

Die Suche nach dem Heiligen 179

Vorwort

Wann haben Sie zuletzt gebetet? Als Ihr Kind hohes Fieber hatte? Als Ihnen ein Geisterfahrer auf der Autobahn entgegenraste? Auch wer nicht glaubt, neigt zu SOS-Botschaften ans Universum. Das Stoßgebet ist ein Lapsus der Vernunft, den sich selbst der Vernünftige leisten kann. Ganz nach der pragmatischen Devise: »Ich glaub' nicht dran, aber vielleicht hilft es ja.« Es ist die ultima ratio des Agnostikers, der sowohl Gott als auch seine Nichtexistenz bezweifelt.

Doch freiwillig beten, ohne Not? Wer betet denn heute noch? Meditieren, gut, das geht als zeitgeistkompatibles Therapeutikum durch. Auch beim Yoga ein Mantra zu murmeln passt in eine säkulare Gesellschaft, die auf der Suche nach Höherem lieber nicht zu hoch greifen will. Das Gebet jedoch wirkt fremd in einer spielerischen Welt. Als Last-Minute-Seufzer mag es die fröstelnde Seele wärmen. Jenseits der Panik aber erinnert es eher an das Selbstgespräch frömmelnder alter Damen und weltfremder Mönche, die sich im Gegensatz zum Rest der Welt ohnehin jenseits von Gut und Böse befinden.

Ich bete. Obwohl ich weder Betschwester noch Nonne bin, weder weltfremd noch frömmelisch. Die Frage, warum ich wieder bete, führt mitten hinein in eine

religiöse Biografie, die ich vermutlich mit Vielen meiner Generation teile: Am Anfang war der liebe Gott, dann hatte ich Besseres zu tun. Das dachte ich jedenfalls.

Ich wuchs mit dem gesamten Repertoire christlicher Alltagsrituale auf, vom Tischsegnen über den Gottesdienst bis zum Gute-Nacht-Gebet. Dann aber verstummte mein Glaube. Er war nur noch eine schwache Option im Hypermarkt des Pluralismus; ein altmodischer Ladenhüter im untersten Regalfach, wenig spektakulär verpackt, mit ungewissem Haltbarkeitsdatum. Und so leicht zu haben, dass man schnell den Verdacht schöpfen konnte, das Ganze sei eine nicht besonders clever inszenierte Mogelpackung.

»Sapere aude« – wage zu wissen, diese Kant'sche Aufforderung, sich seines Verstandes zu bedienen, wurde mein neues Credo. Jeden Fraktionszwang des Geistes lehnte ich ab. Ich wollte lieber Abweichler und Protestler sein, als irgendwelchen Glaubensüberzeugungen zu erliegen. Glauben und Wissen standen in einem Widerspruch, der auch meine schon recht vage Erinnerung an Gott verfliegen ließ. Zwar spürte ich undeutlich, dass er da war, aber reichte das? Gehörte er nicht eher zur Welt als Wille und Vorstellung? War er vielleicht nur ein Spiegel meiner geheimen Defizite? Eine gefühlsgesteuerte Gaukelei? Feuerbach befand immerhin: »Nicht Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, wie es in der Bibel steht, sondern der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde.«

Das Projekt Erwachsenwerden war nur zu haben, wenn ich mich vom Gottvater meiner Kindheit verabschiedete, da war ich mir ganz sicher. Für einen Vaterrespektive Gottesmord reichte meine Skepsis nicht, daher entzog ich mich, bis ich mich ganz im Irdischen wiederfand. Ich hatte mich – befreit? Selbst erfunden? Glauben und Beten schienen nur noch Relikte einer versunkenen Welt zu sein. Und wer konnte schon wissen, ob nicht auch das Christentum eine Spielart des fatalen Bewusstseinsterrors war, wie er sich in Ideologien aller Art zeigte. Vor den freiwilligen Selbstversklavungen des Geistes glaubte ich mich gefeit. Ich übte mich in Entlarvungsgesten, und im großen Stimmengewirr der Meinungen und Theorien machte ich jede Menge windigen Schwindel aus. Also war Distanz geboten. Auch zum Glauben.

In diesem Buch erzähle ich meine Geschichte, die ihren Anfang in einem evangelischen Pfarrhaus nahm und mich auf vielen Umwegen zur alten Glaubenspraktik des Betens zurückführte. Beinahe zwei Jahrzehnte hat es gedauert, bis ich meine religiösen Wurzeln wiederfand. Ich hatte sie nicht gesucht. Sie wurden freigelegt durch biografische Beben und Brüche, bei denen mein recht gut trainierter Verstand versagte. Kein Wissen half mir weiter, kein vernünftiger Gedanke. Es war ein Systemausfall, der mich schockierte.

Ich war es gewohnt, mit Optionen zu spielen. Der

methodische Kern meiner intellektuellen Weltaneignung war das Ethos des Zweifels gewesen. So viel Entzauberung hatte einen kapitalen Ironiebedarf erzeugt, daher war mein Zweifel im Laufe der Zeit in dauerironischem Lächeln erstarrt. Auch um Zynismen war ich nicht verlegen, sie waren der Beweis dafür, dass ich das Spiel verstanden hatte.

Erst als ich in Krisen geriet, entpuppte sich der Zweifel als ein Luxus, den ich mir nur in ruhigen Zeiten hatte leisten können. So wie die Ironie. So wie den Zynismus. Für den Verzweifelten sind es Zutaten eines hochtoxischen Cocktails. Auf mich zurückgeworfen, in Krisen verstrickt, hätte jede Ironie Selbstvernichtung bedeutet, jede zynische Selbstanalyse hätte mich erledigt.

An was glaubte ich eigentlich noch? Was blieb übrig nach der Inventur des Geistes? Und was konnte mich retten? Feuervergoldete Gewissheiten fand ich so wenig, wie ich mich auf eine sentimentale Reise ins verlorene Paradies der Kindheit begeben konnte. Ich machte mir keine Illusionen über mentale Zeittrips, deren Souvenir ein leicht verschlissener, aber immer noch passabler Kinderglaube sein könnte. Es ging schließlich um das Jetzt, um die Gegenwart.

Plötzlich geschah das Unerwartete: Ich betete, ohne dass ich es mir vorgenommen hätte. Und fand Worte, um die ich nicht ringen musste. Sie kamen von selbst, stockend manchmal, dann wieder mit der ganzen

Wortmacht jener religiösen Tradition, die ich so lange verdrängt hatte. Mein Fundus war enorm. Bibelzitate und Choralzeilen trudelten an die Oberfläche meines Bewusstseins, starke Bilder stiegen in mir auf, Geschichten, Gleichnisse.

Der gute Hirte suchte das verirrte Schaf, der verlorene Sohn schleppte sich nach Hause, die klugen und die törichten Jungfrauen marschierten an meinem inneren Auge vorbei, und das alles mit einer Selbstverständlichkeit, die mich verblüffte. »In dir ist Freude, in allem Leide«, federnd im Dreivierteltakt klang es in meinen Ohren, »Lobet den Herren«, schmetterte es mit Pauken und Trompeten. Hatte sich durch einen selbsthypnotischen Psychotrick der Himmel geöffnet? Halluzinierte ich einen universalen Gottesdienst, in dem sich Musik, Predigt und Gebet in Simultanschleifen vereinigten? Was war passiert?

Tatsächlich, ich betete. Mal andächtig, mal entnervt, mal sanft, mal hadernd. Und fast war es so, als hätten die himmlischen Heerscharen zwanzig Jahre lang nur auf diesen Moment gewartet, um mir beizustehen. Sie gaben mir Sprache und Bewusstsein. Sie zogen den Schleier beiseite, mit dem ich Gott schamhaft verhüllt hatte. Ich staunte nicht schlecht. Vor allem über mich.

War ich das, die Demut entdeckte? Dankbarkeit? War ich das, die plötzlich über Nächstenliebe nachdachte, über Vorläufigkeit und Offenbarung? Das alles

war neu und ungewohnt. Kein klapperndes Echo meines alten Kinderglaubens, sondern unbekanntes Terrain. Unmerklich wurde das Gebet wieder ein Ritual, das in meinen Alltag zurückkehrte. Auch dann, wenn ich nicht die Hände faltete. Ich stand wieder in Verbindung.

Dieses Buch enthält meine ganz persönlichen Bekenntnisse. Nicht, dass ich mich mit dem ehrwürdigen Augustinus vergleichen würde, dessen »Confessiones« zu den großen Glaubensbiografien gehören. Aber die Vokabel der Confessiones fasst alles zusammen, was ich in den letzten Jahren wieder entdeckte: die Suche nach Aufrichtigkeit, den Mut zur klaren Position, die glückhafte Beziehung zu Gott, die ich nicht für mich behalten mag wie eine heimliche Affäre.

Es wäre großartig, wenn dieses Buch Sie ermutigen könnte, wieder zu beten. Versuchen Sie's. Es gibt keine Regeln. Es gibt kein richtiges Gebet und kein falsches. Schleudern Sie Gott Ihre Zweifel entgegen und Ihre Wut. Vielleicht fällt Ihnen ja auch etwas ein, wofür Sie sich bedanken könnten. Ganz bestimmt aber gibt es jemanden, für den Sie um etwas bitten möchten. Vergessen Sie Stilfragen und rhetorische Ambitionen. Das Gebet ist eine argumentationsberuhigte Zone, in der man nicht taktieren muss. Beten Sie einfach. Sie werden feststellen, dass sich Ihr Leben verändert.

Das Projekt Aufklärung. Wie ich trotzdem wieder beten lernte

Es war ein sonniger Sonntagmorgen. Schräge Lichtstrahlen fielen auf das dunkle Holzgestühl, golden gefärbt durch die bernsteinfarbenen Quadrate der Kirchenfenster. Staubkörnchen irrlichterten in diesen Lichtstrahlen, das grobe Gebälk der Empore knarrte unter meinen Füßen. Der Gottesdienst war gerade vorüber, und wie an jedem Sonntag streifte ich noch ein wenig durch die Kirche.

Ich war vielleicht sechs, sieben Jahre alt, als ich zum ersten Mal auf die Orgelbank kletterte und meine Hände auf die Tasten legte. Die Bank war noch warm. Gerade hatte der Organist das Nachspiel beendet. Albert Göckelmann war der Held meiner Kindheit. Er beherrschte das Brausen und Dröhnen des monströsen Instruments mit der Geistesgegenwart und Kühnheit eines Dompteurs, wofür ich ihn unendlich bewunderte.

Wenn er spielte, konnte der heilige Jubel der Choräle jederzeit in fröhliche Jahrmarktsmusik oder gläserne Verklärung umschlagen. Er war ein Köhner, ein musikalischer Flaneur, der unvermittelt die Stile wechselte und seine Gemeinde mit nie gehörten Harmonisierungen überraschte.

Meist saß ich während der Gottesdienste oben auf der Empore, um ihm zuzusehen. Wie so oft, hatte ich über die skurrile Behändigkeit des älteren Herrn gestaunt, eine gleichsam circensische Darbietung, die in merkwürdigem Kontrast zum festlichen Ernst des Sonntagmorgens stand. Am meisten aber faszinierte mich die Choreographie seiner Füße auf den Pedalen: »Sieh mal, er tanzt Twist auf der Orgel!«, hatte ich meiner Mutter zugeflüstert.

Nun saß ich selbst auf der Orgelbank und betrachtete die drei Manuale mit ihren vergilbten weißen und abgenutzten schwarzen Tasten. Dann zog ich ein paar der Register, die Herr Göckelmann nach verrichtetem Dienst wieder zurückgeschoben hatte. Diskant, Posaune, Zimbel? Alle Register ziehen? Oder besser gleich das Tutti? Tutti.

Ich sah in den kleinen Rückspiegel, in dem der Organist meinen Vater beobachten konnte, wenn er vorn im schwarzen Talar die Liturgie sang. Die Kirche unten hatte sich geleert, nun fühlte ich mich unbelauscht genug, um die Tasten zu berühren. Zaghafte erst,

dann immer wagemutiger. Es war ein harmloses kleines Menuett von Bach, das ich spielte, doch die Orgel füllte die Kirche jäh mit Klang.

Die Wirkung war gewaltig. Ich erschrak über dieses Kraftwerk der Musik und war doch glücklich, denn es war Zauber, Rätsel, Wunder, was sich da tat. Die Orgelpfeifen schimmerten im Halbdunkel der Empore wie eine Rüstung. Und ich spürte, dass ich diese Musik nicht meinen Händen verdankte oder den pädagogischen Fähigkeiten meiner leicht schrulligen Klavierlehrerin, sondern dass sie ein Geschenk war, ein Geschenk Gottes. Zu unerklärlich, zu wunderbar war es, was ich da auslöste.

Die Kirche war ein heiliger Ort für mich. Mit kindlicher Ehrfurcht fühlte ich mich in diesem Moment als eine Bewohnerin im Hause Gottes. Hier gehörte ich hin, so wie in mein Elternhaus.

Geboren wurde ich in einem Pfarrhaus. Ich bin mit Gott aufgewachsen. Er war immer da, so wie seine Musik. Und die Musik war es, in der ich seine Anwesenheit am deutlichsten spürte. Musik war eine Sprache, die keine Worte brauchte und doch ein offenes Buch für mich war, denn sie erzählte von Trost und Trauer, von Übermut und Dankbarkeit. Mein früher Glaube hat sich wesentlich durch Musik geformt. Durch Choräle, Kantaten und Oratorien, später durch Symphonien und Streichquartette, auch durch die Car-

penters und Chet Baker. Ich unterschied nie zwischen weltlicher und geistlicher Musik. Es gab kein Oben und Unten in diesem Zauberreich.

Die Musik meiner Kindheit war für mich ganz selbstverständlich die Sprache des Göttlichen, die das Geplauder der Welt zum Schweigen brachte. Wenn ich im Kirchenchor sang, wenn ich Klavier spielte, wenn meine Mutter mich zu Konzerten mitnahm, dann fühlte ich mich völlig aufgehoben in der Musik. Sie entrückte mich. Sie trug mich empor. Wohin genau, wusste ich nicht, denn in den Himmel wollte ich keinesfalls, dafür war ich schließlich noch viel zu jung. Aber ein Gefühl der Erhebung spürte ich, etwas, was es in meiner Vorstellung nur mit Gott gab.

Mein frühes Verhältnis zum Glauben hat viel mit diesem sprachlosen Einverständnis zu tun, das mich mit einer höheren Macht verband. In der Musik erkannte ich mich so wieder, wie ich gemeint war, ohne jede irdische Beschränkung. Es war absolute Hingabe, die mich überwältigte, die mich von mir absehen ließ und von allen Fesseln befreite – ob in strahlenden Orgelkaskaden oder in Schumanns Klavierpoesie. Musik weckte meinen Möglichkeitssinn. Es gab noch eine andere Welt als die sichtbare, das hörte ich, das wusste ich, das glaubte ich – niemand musste sich die Mühe machen, mich von dieser anderen Welt zu überzeugen.

Bald kamen die Worte hinzu. Die Sprachgewalt der Bibel eroberte mich, so wie die bildmächtigen Texte der Choräle. Da war die Innigkeit eines Paul Gerhardt in dem Lied »Geh aus, mein Herz, und suche Freud«, da war der wehrhafte Stolz des Lutherschen »Ein feste Burg ist unser Gott«. Es waren Sprachbilder, die meine Fantasien über Gott beflügelten. »Auf Adelars Fittichen sicher geführt« sang ich im Choral »Lobet den Herrn«, und dann sah ich mich durch die Lüfte schweben, auf den Schwingen eines riesigen Vogels, den ich mir als eine Kreuzung aus Adler und Flugdrachen vorstellte.

Am Anfang war die Gewissheit. Der Kinderglaube, von meinen Eltern tief in der Seele verankert. Ich wurde mit christlichen Ritualen groß, in einer fest gefügten Glaubenswelt. Das Kirchenjahr mit seinem immer wiederkehrenden Rhythmus der Feiertage, mit seinen Gottesdiensten, Gebeten und Gesängen taktete auch meinen inneren Rhythmus. Dazu gehörten nicht nur Weihnachten und Ostern, dazu gehörten auch das lichtdurchflutete Pfingstfest, der Kantatensonntag mit strahlender Chormusik, der düstere Totensonntag und die Passionszeit mit ihrer »stillen Woche« vor Ostern, die mir bedrückend und endlos schien. Glauben und Leben waren untrennbar miteinander vernetzt.

Vor allem aber wuchs ich auf mit dem Gefühl, geschützt und getragen zu werden von einem Gott, der mich kannte und anerkannte. Das war die Grundme-

lodie meiner Kindheit, vielfach variiert, gelebt in Worten und in Werken, wie es so schön in der Bibel heißt.

Nichts schien naheliegender, als mit diesem Gott zu sprechen, ihm alles anzuvertrauen, was mich umtrieb. Er war eben nicht ein honoriger »Herr Gott«, sondern der liebe »Herrgott«, den ich duzen durfte wie ein Familienmitglied. Ein Gottvater, der mir mitten ins Herz sah. Wer sonst kannte schon meine Freuden und Ängste so genau? Und wer sonst hörte schon so vorbehaltlos zu, ohne mir mit vorschnellen Kommentaren ins Wort zu fallen? Die Antworten kamen dennoch. Mein Gebet war alles andere als eine Flaschenpost, die ich ins unendliche Meer warf. Es war ein Gespräch.

Doch das Gebet war so ganz anders als die alltäglichen Wortwechsel. Es war eine höchst intime Angelegenheit, dem Tagtraum vergleichbar, und es gehörte nur mir. Ich konnte mir so viel Zeit nehmen, wie ich brauchte, es gab weder Limits noch verbotene Themen. Ich war mir sicher, dass meinem lieben Gott nichts Menschliches fremd war – weder meine Angst vor Gespenstern noch die Frage, ob es falsch war, mir beim Einkaufen vom Wechselgeld heimlich Kaugummi zu kaufen.

Es war ein gnädiger Gott, der mir als Kind begegnete, ein Gott mit der Lizenz zum Strafen, aber mehr noch mit der erlösenden Fähigkeit zu verzeihen. Ich

weiß, dass viele ihre kindliche Religiosität völlig anders erlebten. Dass sie sich überwacht und gegängelt fühlten von einem unerbittlichen Herrscher, der mit irdischen Vollstreckern unter einer Decke steckte und sich peinigende Sanktionen ausdachte. Ich hatte Glück. Der Glaube, der mich begleitete, war angstfrei und tröstlich. Ich fühlte mich geliebt. Und ich liebte wieder, mit Demut und Respekt.

Natürlich gab es Regeln, es gab Gebote und Verbote, die man zu befolgen hatte. Doch ich fühlte mich von ihnen nicht im mindesten fremdbestimmt. Zu einleuchtend wirkten sie auf mich, zu offensichtlich formulierten sie einen Verhaltenscodex, der sich von selbst verstand. Lügen, betrügen, stehlen, morden, in meinem kindlichen Gerechtigkeitsverständnis war all das selbstredend zu ächten. Und Gott zu ehren, so wie den Feiertag und meine Eltern, erschien mir ebenso plausibel. So wurde Gott meine innere Instanz, meine ganze Kindheit lang.

Im Fegefeuer des Pluralismus

Irgendwann kam mir Gott abhanden. Nicht, dass ich mit aller Konsequenz an ihm gezweifelt hätte. Er war da, doch er schien zu verblassen wie eine alte Fotografie. Er war eine ebenso schöne wie vage Erinnerung, ver-

schwunden wie meine Kinderwelt, die ich nach der Schule für immer verließ. Bald war diese Erinnerung Geschichte.

Wie so viele erlebte ich die Ablösung vom Elternhaus auch als Befreiung vom kindlichen Glauben. Plötzlich war da nur noch ein patriarchaler Gott mit gusseisernen Gesetzen – spiegelte er nicht unheilvoll die Autorität der Eltern wider, der ich mich nun aufatmend entzog? Auch wenn die Studentenbewegung längst abgeebbt war, als ich Ende der Siebziger Jahre mein Studium begann, war der Protest gegen alle Tradition doch ein verbindlicher Gestus. Es war ein Protest gegen alle Instanzen. So entledigte ich mich auch meiner inneren Instanz.

Der Kant'sche Satz, dass Aufklärung der »Ausgang aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit« sei, war eine unmissverständliche Aufforderung. Ich war achtzehn Jahre alt, vor dem Gesetz und vor mir selbst mündig, und das bedeutete, dass ich Ballast abwerfen musste. Entwicklung heißt Abschied, so oder ähnlich hätte ich das damals wohl formuliert: Abschied von der Kindheit, vom Leben der Eltern, auch vom Glauben der Eltern.

Der Studienbeginn in Hamburg änderte viel. Heute würde ich sagen, dass ich zunächst durch eine Schule nachträglicher Selbstverleugnung gehen musste. Schnell hatte ich begriffen, dass kein ernstzunehmender

Denker meine Kinderwelt so heil und unhinterfragbar bestehen ließ, wie sie mir allzu lange erschienen war. Schon in der Pubertät hatte ich natürlich aufbegehrt, jetzt aber erfolgte die theoretische Unterfütterung des negativen Reflexes. Was ich erfuhr, war dramatisch: Offenbar war ich im letzten Moment einer ideologieverseuchten, reaktionären Hölle entronnen.

Das bürgerliche Lebensgefühl, das die meisten von uns in ein geisteswissenschaftliches Studium getrieben hatte, wurde erst einmal umstandslos als falsches Bewusstsein denunziert. »Bürgerlich« war fortan ein Schimpfwort, das schwerste Aversionen erzeugte. So wie das selbstredend »verlogene« Bildungsbürgertum, der selbstverständlich »falsche« Bürgerstolz, die natürlich »leeren« bürgerlichen Rituale. Fast schämte ich mich, dass ich Klavier und Geige spielte. Schlagzeug oder E-Gitarre hätten weit innovativer gewirkt.

Im Deutschen Schauspielhaus machte gerade Peter Zadek Furore. Es herrschten die goldenen Zeiten der Provokation. Die antibürgerlichen Gesten des Regietheaters waren noch nicht müde Abonnentenroutine und alles andere als gesellschaftsfähig. So war ich begeistert, als Herren in dunkelblauen Sakkos und Damen mit Perlenketten das Theater verließen, weil im Sommernachtstraum mit grünem Glibber geworfen wurde oder weil Christine Kaufmann als Herzogin von Malfi dem Publikum ihr nacktes Hinterteil zukehrte.

Falsches Bewusstsein! Na, bitte! Bei Shakespeares Sturm irrlichterte ein ekstatischer Ulrich Wildgruber durch die murrenden Reihen und rief unablässig: »Wetter, Wetter, Wetter!« Es war nur der Temperamentlosigkeit der Hanseaten zu verdanken, dass niemand handgreiflich wurde.

Das war Freiheit. Die ganz große Freiheit. Und wunderbar sinnlich waren diese Bürgerschreckaktionen noch dazu. Protest zum Anfassen, Kultur für alle, es war ein Spiel ohne Grenzen. »Freiheit« stand auf dem großen Banner, das über mir wehte. »Freiheit für die Hafenstraße!«, sprayten die Hausbesetzer weithin sichtbar an die Wände. »Freiheit für Nicaragua« forderte ein Transparent, das im Foyer des Hamburger »Philosophenturms« hing. Das Freiheitsgebot galt universal, ob politisch, privat oder ästhetisch. So war es sicher auch kein Zufall, dass ich mit Vorliebe Free Jazz hörte und die freie Liebe als Gegenentwurf zum bürgerlichen Zwangsverband der Ehe unwiderstehlich fand.

Letztlich folgten wir damals dem logischen Umkehrschluss: Wenn wir Freiheit wollten, dann konnte es gar nicht anders sein, als dass wir vorher in Unfreiheit gelebt hatten. So entledigten wir uns unserer Ketten. Es war Ehrensache, dass wir alles anders machten. Anders machen mussten. Wir hassten die Kleinfamilie als Ort reaktionären Treibens und lebten fortan in WGs, wir lasen pessimistische, die Weltläufe düster kritisie-

rende Philosophen statt erbaulicher Schriften, wir wollten Subversion statt Opportunismus.

Während wir die Nächte durchfeierten, begruben wir unsere spießige Angepasstheit. Wir durchschauten sie, die bürgerlichen Tricks der Dressur. Das war ein ausgeklügeltes Unterdrückungsprogramm, bei dem einfach alles auf der Strecke blieb, der Verstand, die Gefühle, die Lust. »Wer nicht genießt, ist ungenießbar«, hieß es damals.

Ein reflektierter Hedonismus trat an die Stelle verlogener Heilsversprechungen. Das Jenseits schien nichts weiter zu sein als eine perfide Erpressungstaktik – und wir dachten gar nicht daran, uns das Paradies mit bürgerlichem Wohlverhalten zu erkaufen. Da hielten wir es doch lieber mit »paradise now« und gingen in Popkonzerte statt in die Kirche. Ganz entspannt im Hier und Jetzt wollten wir sein, statt uns mit jämmerlichen Kniefällen vor welcher Autorität auch immer zu demütigen.

Und selbst die Autoritäten verschwanden. Wir duzten unsere Professoren, eine lässige Truppe von Beatniks, die die gleichen Jeans und die gleichen Turnschuhe wie wir trugen und sich Zigaretten oder auch schon mal einen Joint drehten, während wir uns in den Seminaren die Köpfe heiß redeten. Man sprach von flachen Hierarchien, von der Vergesellschaftung des Wissens, von Basisdemokratie. Die Welt wartete nur darauf, neu definiert zu werden.



Christine Eichel

Warum ich wieder bete

Das Ende des Zynismus

Gebundenes Buch, Pappband mit Schutzumschlag, 189 Seiten,
12,5 x 20,0 cm

ISBN: 978-3-579-06491-8

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: August 2009

Lernen, die wichtigen Dinge zu sagen

- Eine kluge Auseinandersetzung mit dem Thema Religion und Religiosität
- Ein ungewöhnliches Buch für Menschen auf der Suche nach einer authentischen Religiosität
- Ein Plädoyer für die Renaissance des Betens, eine zeitgemäße Anleitung zur Lebenskunst

Die religiöse Biographie von Christine Eichel hat ihren Anfang in einem evangelischen Pfarrhaus. Irgendwann trat das Religiöse hinter Intellekt, Bildung, smartem Zynismus und angesagter Coolness zurück. Glauben und Beten schienen lange Zeit sentimentale Relikte einer fernen Vergangenheit zu sein. Drei Jahrzehnte dauerte es, bis Christine Eichel auf vielen Umwegen zur alten Glaubenspraktik des Betens zurückfand.

Eine sehr persönlich und offen erzählte Erkenntnisreise zurück zu den religiösen Wurzeln als einer ungeheuren Energiequelle für modernes Leben.